

Buchtipp des Monats Juli 2015

© Erna R. Fanger www.schreibfertig.com

Wo das Chaos weichen muss und Willkür verschwindet, dort entsteht
Schönheit, und sie ist überall um uns herum.

Daniel Tammet

„Zählen und erzählen“: Die Versöhnung der Literatur mit der Mathematik

Daniel Tammet: „Die Poesie der Primzahlen“ Carl Hanser Verlag, München 2014

Was Generationen von Mathematiklehrern nicht gelungen sein mag, nämlich den Gegnern dieser Disziplin den Zauber der Zahl, die Ästhetik dieses Fachs, nahezubringen, glückt dem britischen Autor Daniel Tammet in den 25 Essays in „Die Poesie der Primzahlen“ spielend, obendrein mitreißend geschrieben. Dabei geht der heute in Paris lebende, zehn Sprachen beherrschende und 1979 als erstes von neun Kindern in London geborene Autor mit Inselbegabung unterschiedlichsten Aspekten ihrer Erscheinungsformen nach. Und er tut dies mit einer unaufgeregten Begeisterung, begleitet von, ja fast demütigem Staunen über die darin sich auftuenden Wunder, ihre Vielfalt und Schönheit, ihre Magie. Woraus sich zugleich das Verbindungsglied zur ‚literarischen Fiktion‘ ergibt: denn nicht anders als diese befaßt sich ‚die mathematische Imagination mit reinen Möglichkeiten‘. Tammet selbst sagt von sich als Kind, dem die Kommunikation mit Gleichaltrigen verschlossen blieb: „Die Zahlen, die Wörter waren meine Freunde“ - worin sich bereits die Versöhnung zwischen den landläufig als Gegensatz begriffenen Bereichen der Bücher- und der Zahlenwelt ankündigt.

Mit ‚Wörtern‘ verbrachte er als Junge vorrangig seine Freizeit, und zwar in der Bibliothek. Angeregt von der Lektüre über eine „winzige Familie“, so klein, dass sie ‚unter den Fußbodendielen eines Hauses lebte‘, entwickelte er seine eigene Relativitätstheorie. Bei der Vorstellung nämlich, er wäre selbst so klein, wurde der reichlich mit Fantasie ausgestattete Tammet buchstäblich Zeuge davon, wie sich die Welt um ihn herum derart vergrößerte, dass er schließlich Details darin nicht mehr wahrnahm. So konnte er etwa ‚einen Berg Bügelwäsche nicht mehr von einem Felsen unterscheiden und selbst der kleinste Fisch wurde zum Wal‘. Reizvoll auch die Episode, wo er später als Nachhilfelehrer in Litauen eine Hausfrau unterrichtete, die Buchhalterin werden und das Geheimnis der ihr unverständlichen negativen Zahlen lüften wollte. Im Zuge dessen stellte sie sich den unechten Bruch von „sieben Vierteln“ als zwei in acht Viertel geteilte Äpfel vor, von denen ein Viertel bereits gegessen war.

Packend in dem Kapitel „Auf Isländisch bis vier zählen“ die Erhellung des Verhältnisses indigener Kulturen zur Zahlenwelt, ausgehend von Island, wo die Zahlen eins bis vier nicht abstrakt, sondern nur in Verbindung mit dem gezählten Gegenstand verwendet werden können, was ähnlich auch im Chinesischen der Fall ist. Die Mundurucu in Brasilien wiederum zählen nicht weiter als bis fünf, entsprechend der Anzahl der Finger an einer Hand. Ihr Leben, frei von Bürokratie und Handel, bedarf der Zahlen nicht. Die im Amazonas Regenwald angesiedelten Pirahãs kommen gar gänzlich ohne Zahlen

oder Begriffe von Zeit aus, leben sie doch unmittelbar in der Gegenwart. Ebenso wenig wie sie zwischen einem Menschen oder einer Menschengruppe, einem Vogel oder Vogelschwarm unterscheiden, allenfalls zwischen ‚klein‘ oder ‚groß‘. Als „Das glücklichste Volk“ hat sie der kalifornische Linguist Daniel Everett, der sieben Jahre unter ihnen lebte, in seinem gleichnamigen Buch ausgewiesen.

Für Literatur Begeisterte erweist sich die „Null“ im 16. Jahrhundert bei Shakespeare als Fundgrube – rechnete man bis dahin doch nur mit römischen Zahlen, wo die Null, im Gegensatz zu den arabischen Ziffern, nicht vorhanden ist. Mit der Null aber entfaltet der leere Raum seine eigene Produktivität. Später, in der hegelschen Metaphysik, heißt es dann, dass das Sein und das Nichts dasselbe seien und das Werden erst daraus hervorgehe. Shakespeare greift dieses produktive „Nichts“ immer wieder auf. Sei es in „König Lear“, „Heinrich V“ oder im 38. Sonett, wo er sich und seine Muse als die Zahl „Zehn“ imaginiert – er selbst sieht sich dabei als „Null“, die Muse wiederum als „Eins“. Tammets erhellender Blick auf den ganz jungen Shakespeare, einer ersten Generation Schülern zugehörig, die mit arabischen Ziffern vertraut gemacht wurde: „Dieses Nichts, einst ein staunender Schuljunge“, dem „das Verständnis der paradoxen Fülle im leeren Raum der Null“ zum Durchbruch verhalf und sein gesamtes Bühnenwerk zu immer neuen Höhepunkten inspirierte.

Bemerkenswert auch, dass zur Zeit des antiken griechischen Dichters Pindar ‚der Sand sich dem Zählen entzog‘, ein „Sandhundert“ eine unermesslich hohe, das menschliche Vorstellungsvermögen übersteigende Zahl bezeichnete. Widerlegt erst im 3. Jahrhundert v. Chr. von Archimedes, der auf die Myriade (10 000 = 100x100) gestoßen war, was nun erlaubte, auch die größten Mengen zu zählen. Oder Fragen, warum Schnee weiß ist: „Das liegt an der Art, wie die Seiten der Schneeflocken das Licht reflektieren“. Und was es mit der Komplexität der Schneeflocke auf sich hat: „Alle Schneeflocken haben eine sechsflächige Kristallsymmetrie“. Die vielfältigen Erscheinungsformen wiederum verdanken sich ‚dem wirbelnden Abstieg der Luft, die jedes Sechseck zu einer einmaligen Gestalt formt‘. Dies, eingebettet in die Schilderung des legendären kanadischen Winters, gibt dem Leser aus der Sicht Tammets einmal mehr das Gefühl auf einem Planeten von unbeschreiblicher Vielfalt und Schönheit zu leben.

Doch lesen Sie selbst, lesen Sie wohl!

Unser herzlicher Dank für ein Rezensionsexemplar gilt dem Carl Hanser Verlag München!